

ODEN



DAVID VAN
REYBROUCK

Insel



David Van Reybrouck

ODEN

Aus dem Niederländischen
von Waltraud Hüsmert

Mit zahlreichen Abbildungen

Insel Verlag

© 2018 David Van Reybrouck
Originally published by De Bezige Bij Amsterdam
Titel der Originalausgabe: *Odes*

Dieses Buch wurde mit Unterstützung
von Flanders Literature gedruckt.



Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Erste Auflage 2019
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
(ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-17825-5

INHALT

Ode an die Ex	7
Ode an die nächtliche Autofahrt	11
Ode an das geniale Tastentüfteln	14
Ode an das Offline-Sein	19
Ode an ein Schlachtfeld von Farbe	24
Ode an den verliebtesten Popsong aller Zeiten	31
Ode an die Brüderlichkeit	34
Ode an die namenlose Stelle	39
Ode an die Eifersucht	42
Ode an den Frühling	45
Ode an die Bahnhofsgaststätte	51
Ode an Anne Teresa de Keersmaeker	54
Ode an den schönsten Menschen	60
Ode an meine Narben	64
Ode an Sony Labou Tansi	67
Ode an den Mut	75
Ode an den ungeborenen Nachwuchs	81
Ode an den Lämmergeier	83
Ode an das Trampeln	87
Ode an Joost Zwagerman	93
Ode an das Scheitern	96
Ode an Paris	100
Ode an die Konzentration	105
Ode an die Putzfrau	108
Ode an die Eucharistie	111
Ode an den Trost	115

Ode an das Stimmengewirr	119
Ode an das Wiedersehen	122
Ode an den Teppich von Bayeux	126
Ode an David Bowie	130
Ode an die Organspende	136
Ode an unsere religiösen Autoritäten	138
Ode an das Risiko	144
Ode an das Nichtfotografieren	147
Ode an Leonard Cohen	150
Ode an den Umkleideraum	153
Ode an das Zuhören	156
Ode an eine Transperson	163
Ode an die Toten in meinem Telefon	168
Ode an die Wehmut von Wendy Rene	171
Ode an William Kentridge	181
Ode an die Bindungsangst	186
Ode an die niederländische Sprache	189
Ode an die stille Liebe	193
Ode an die Nonchalance	196
Ode an Fatma Aydemir	204
Ode an Arvo Pärt	208
Ode an die älteren Freunde	214
Ode an die Schönheit	217
Ode an die Reue	220
Ode an die fluide Sexualität	223
Ode an Kofi Annan	226
Ode an den Bierdeckel	231
Ode an das Leben	233
Nachwort	237
Bildnachweis	239



ODE AN DIE EX

Und da saßen wir auf einmal wieder. In einem Lokal in Brüssel, letzte Woche Montag. Es war Abend und wir saßen nebeneinander, so wie früher. Beobachteten die Leute, spürten den Schenkel des anderen, dachten an den Satz von Antoine de Saint-Exupéry: »Aimer, ce n'est pas se regarder l'un l'autre, c'est regarder ensemble dans la même direction.«

Ja, wir haben oft in die gleiche Richtung geschaut. Sechs Jahre lang. Bewegt von so vielem, staunend über noch mehr und manchmal einfach nur glücklich mit dem Apfel-Möhren-Ingwer-Saft, den wir sonntagmorgens füreinander pressten.

Und hier saßen wir nun. Nach drei Monaten Schweigen. Sie bestellte ein Glas Portwein. Wie seltsam, das tat sie früher nie. Alles war anders, und doch schien es wie ehedem.

Wer sind eigentlich die Menschen, die wir einst so geliebt haben? Das Wort »Ex« wird den intensiven, vielschichtigen Beziehungen nicht gerecht, die wir mit unseren früheren Lieben haben. Vielleicht sind die beständigsten Beziehungen in einem Menschenleben ja überhaupt mit ehemaligen Partnern möglich. Die Liebe ist vorbei, die Vergangenheit bleibt, so in etwa. Aber warum muss das so oft unerträglich sein? Und mit so viel Verbitterung einhergehen? Kummer, der sich als Härte tarnt. Verlust, der sich als Neid äußert. Todsünde. Die Freundschaft endet doch nicht, weil eine Beziehung vorbei ist? Wenn eine Form nicht mehr passt, verflüchtigt sich doch nicht der Inhalt?

Manchmal fließen Leben zusammen, manchmal fließen sie wieder auseinander. Rodaan Al Galidi schrieb darüber das schönste Abschiedsgedicht der niederländischen Lyrik:

Morgen

gehe ich zu der Frau, die ich liebe
und gebe ihr ihre Flügel zurück.

Natürlich ist es noch besser, wenn diese Flügel während der Beziehung nie verschwunden sind, doch Flügel sind so leicht, man weiß oft gar nicht, ob man sie überhaupt noch besitzt.

Ich habe keine Schwestern, aber ehemalige Freundinnen sind etwas Ähnliches, glaube ich. Frauen, die mich durch und durch kennen, vor denen ich nichts zu verbergen habe, die ich trotz allem immer noch mag. Ich weiß nicht, ob ich mit einer von ihnen noch mal neu anfangen möchte, aber ich weiß genau, dass ich die Zeit mit ihnen um keinen Preis der Welt missen möchte. Sie alle dürfen auf meiner Todesanzeige stehen.

Sie steht auf, um am Tresen noch etwas zu bestellen. Ich denke daran, wie ich vor langer Zeit einmal auf die Idee kam, eine Frau

mit den Worten zu verführen: »komm, lass es uns miteinander versuchen, ich werde ein fantastischer Ex sein«, ein Versprechen, das ich sogar gehalten habe. Ich denke an das Wiedersehen mit einer anderen Frau: Schon gleich am Anfang wusste ich wieder ganz genau, warum ich damals mit ihr zusammen sein wollte, gegen Ende war mir wieder völlig klar, warum ich mich von ihr trennen musste. Die Beziehung im Zeitraffer.

Sie steht am Tresen. Ich sehe sie im Profil. Ich muss mich anstrengen, um ihre Schönheit nicht zu sehen. Es gelingt mir nicht. Dann eben Qual. In meinem Kleiderschrank hängen noch immer Dessous von ihr. Einst für sie gekauft, in Paris natürlich. Berauschend schön natürlich. Viel zu teuer natürlich. Ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Zurückgeben? Jemand anderem schenken? Der Kleiderkammer spenden? Aber darf sich jemand anders in unsere alten Sehnsüchte hüllen?

Vielleicht sollte ich es besser nach Zagreb schicken. Dort gibt es das Museum of Broken Relationships, vielleicht das anrührendste Museum in ganz Europa. Ein Künstlerpaar hat es nach seiner Trennung gegründet. Was machen wir mit den Sachen, die uns beiden gehören, fragten sie sich. Komm, statt die CDs und Bücher pingelig aufzuteilen und mitzuschleppen als ständig offene Wunde, stellen wir sie einfach aus, als ein Memento unserer gemeinsamen Zeit. Das fand solche Resonanz, dass auch andere nach einem Beziehungscrash Gegenstände an das Museum schickten. Eine Audiokassette, einen Pullover, einen Boarding Pass, ein paar rosa Handschellen und, tatsächlich, eine Axt. Die noch immer wachsende Sammlung ist von herzerreißender Schönheit.

Wo ist Europa? Dort ist Europa. Ich kenne keinen europäischen Ort als dieses Museum in Kroatien. Wir sind der Kontinent der Verflorenen. Ich habe es nicht überprüft, aber ich vermute, dass wir die Statistik anführen. Das ist der Preis für die individuelle Freiheit,

der wir uns seit der Renaissance erfreuen, und der romantischen Liebe, der wir seit der Romantik frönen. Aber dieses Museum ist auch ein Ort, an dem wir uns mit unserer Stümperhaftigkeit angenommen fühlen und wo wir Trost finden, weil wir uns in den Unvollkommenheiten und im Verlangen anderer wiedererkennen. Dieses Museum ist eine Kapelle, eine Wallfahrtsstätte für all die hitzigen, tropfenden Herzen, die wir sind.

Sie kommt auf mich zu mit der ihr eigenen arglos sinnlichen Art, sich zu bewegen. Sie hat ihr Portemonnaie unter den Arm geklemmt, während sie die zwei Gläser Bier vor sich her trägt. Der seltsame Portwein war nur eine Anwandlung, denke ich. Ich nehme ein Glas entgegen, sie setzt sich wieder dicht neben mich, wir stoßen an, wir lächeln, wir trinken einen ersten Schluck. Und im Hinterkopf höre ich Grillen und Satie und es rauschen die Turbinen der Erinnerung, während sich meine ganze Haut fragt, ob ich diesen Apfel-Möhren-Ingwer-Saft jemals noch mit jemand anderem werde trinken können.



ODE AN DIE NÄCHTLICHE AUTOFAHRT

Du bist an dem Punkt angekommen, an dem du kein Auto mehr vor dir siehst und keines mehr hinter dir. Der Rückspiegel? Dunkles Glas. Die Autobahn vor dir? Dunkler Asphalt. Du fährst mit eingeschaltetem Fernlicht und atmest tief durch.

Wie oft bist du diese Strecke gefahren? Die Autobahn von Amsterdam nach Brüssel. Für einen Bahnreisenden fährst du erstaunlich gern Auto. Vor allem nachts. Nur nachts eigentlich. Tagsüber: Gezockel, Gewimmel, schlechte Prosa. Nachts: Poesie. Das Brummen des Motors hörst du nicht mehr. Der Abfolge deiner Gedanken folgst du nicht mehr.

Du schwimmst.

Du schwimmst durch das schlafende Land. Du schwimmst und du denkst an deine Kindheit, als du auf dem Rücksitz eingeschlafen

bist neben deinem älteren Bruder und erst aufgewacht bist, wenn du die Stimme deiner Mutter gehört hast. Ihre melodiose Stimme. »Wir sind zu Hause.« Du denkst an deinen Vater, der die Scheinwerfer ausschaltete und den Motor abstellte. Die Augen geschlossen lassen. Nicht wollen, dass es real ist. Sich weiter verbergen wollen im Beutel der Nacht.

Schwimmen. Denken. Denken an die Lesung, die du gerade gehalten hast. Die Freunde, die du getroffen hast. Den Redakteur, mit dem du dich unterhalten hast. Die frühere Liebste, mit der du essen warst. Ihr schallendes Lachen. Die Umarmung zum Abschied. Eine Liebe geht nie zu Ende, denkst du, sie ändert höchstens die Form.

Im Radio läuft ein langsamer, schwüler Song. Danach hast du keine Lust mehr auf Satie oder Philip Glass. Du stellst Radio und CD-Player aus und dimmst die Lichter des Armaturenbretts runter. Das Navi hast du gar nicht erst an der Scheibe befestigt. Du kennst den Weg. Es ist ein ruhigeres Fahren ohne Display, freier vor allem. Dunkler auch.

Das Hollands Diep. Rechts siehst du das dunkle Wasser. In einiger Entfernung: die Lichter einer Raffinerie. Von hier an ist die Autobahn viel leerer, bis Antwerpen. Die Niederlande und Belgien ähneln nachts dem französischen flachen Land am Tag: endlose Leere mit Ackerland und Feldern.

Oder Deutschland. Straßen, Straßen und Straßen und hin und wieder eine Stadt. Was war zuerst da: die Straßen oder die Städte? *Wir fahr'n fahr'n fahr'n auf der Autobahn.* Kraftwerk. Du fragst dich, ob es noch die Sendung gibt, die früher nach Mitternacht im deutschen öffentlich-rechtlichen Fernsehen ausgestrahlt wurde: *Straßenfeger*. Bilder aus einem fahrenden Auto gefilmt. Als säße man mit an Bord von Koblenz nach Hannover und würde durch die Windschutzscheibe blicken. Hin und wieder sah man eine anonyme rechte Hand am Steuer. Man konnte Videos davon kaufen.

Das Schönste aber sind Baustellen. Die Straße wird schmaler. Du drosselst das Tempo. Du fährst zwischen durchgezogenen gelben Linien und matt blinkenden Lichtern. Es gibt keinen Stau, du bist der Einzige. Dann siehst du sie: außerirdisch große Maschinen, die weißes Licht vor sich her schieben. Dampfende Erde. Teerschwaden. Schürfendes Geräusch. Die Schmiede der Götter. Und dazwischen hektische Kobolde mit Schutzhelmen. Nein, das hier ist für mich kein Zeitverlust. Es ist Mythologie.

Gleich darauf öffnet sich die Straße wieder in die Dunkelheit. Deine Scheinwerfer sind ein Schleppnetz für deine Gedanken. Du fährst und lebst in drei Zeitebenen zugleich. Du denkst an morgen. An das, was du tun musst. An heute. An früher. An den Tod natürlich auch, wie so oft. Du fährst und du denkst an Beckett: »I have never been on a road to somewhere. I have just been on a road.«



ODE AN DAS GENIALE TASTENTÜFTELN

Es ist ein Sommerabend und 1989. Ich gehe mit Peter durch die Straßen von Brügge. Ich bin siebzehn, er achtzehn, und wir kommen gerade aus der Redaktionssitzung einer Literaturzeitschrift, an der wir mitarbeiten. Es ist noch nicht ganz dunkel. Bei einem breiten, weißen, großbürgerlichen Haus stehen die Fenster im ersten Stock offen. Das Zimmer ist hell erleuchtet. Ein so intensives Licht sahen wir noch nie von einer Zimmerdecke sprühen: Es sind die Anfangstage des Halogen-Deckenfluters.

Aber das Merkwürdigste ist der Klang.

Aus den hohen, offenen Fenstern plätschert die wunderbarste Klaviermusik. Klassische Musik ist es nicht, Pop, Rock und New Wave Gott sei Dank ebenso wenig. Wohlgeremt: Es ist 1989 in Brügge. Mädchen tragen noch immer große, dreieckige Ohringe,

dreieckige Frisuren, dreieckige schwarze Pullover, die eine Schulter frei lassen. Die Schulter ist natürlich knochig und dreieckig. Wenn sie tanzen, drehen sie sich schauderhaft langsam um die eigene Achse – der Saturn rotiert schneller – und fixieren die Schnürsenkel ihrer Springerstiefel, als glaubten sie, dort eine Lösung ihrer Probleme zu finden. Wer sie anspricht – oft genug probiert –, blickt in zwei leere Augenhöhlen, als schaue er durch ein umgedrehtes Fernglas und versuche, mit einem Karpfen zu kommunizieren.

Und dann das hier. Was ist das?

Peter und ich lehnen an der noch warmen Fassade des Hauses gegenüber. Ein Klang wie helles, ungeschliffenes Kristall. Kullern, stolpernd. Übt hier vielleicht jemand? Komm, wir klingeln. Ein unrasierter Grieche öffnet ziemlich verärgert. »Haben Sie gerade Klavier gespielt?«, frage ich überflüssigerweise. Hinter ihm im Flur hören wir die Musik weiter spielen. Nein, aber na schön, den Namen will er uns aufschreiben. Ich reiche ihm das Notizbuch, das ich als junger Dichter, wie ich meine, immer bei mir haben muss. Keith Jarrett, schreibt er, *The Köln Concert*.

Darf man noch das Lob eines Kunstwerks singen, von dem man als Halbwüchsiger berauscht war? Bei dem man an zahllose Zimmerdecken starrte und die Risse im Verputz seiner Seele zählte? Eine Platte, von der inzwischen fast vier Millionen Exemplare verkauft wurden, die erfolgreichste Jazz-Soloplatte überhaupt?

Ja, das ist erlaubt.

Etwas so lala zu finden, weil es bereits genug bejubelt wurde, ist blasiert. Etwas nicht mehr zu schätzen, weil es nicht mehr als Distinktionsmerkmal taugt, ist snobistisch. Es braucht ja gerade Mut, die Frische eines Klassikers wieder ungeniert sehen zu können und sich zu der eigenen bleibenden Rührung zu bekennen, auch wenn sie nicht besonders originell ist.

Also los: Frische.

Die ersten vier Töne. Sol, re, do, la. Schüchtern, fragend, verhalten. Du hast immer geglaubt, dieses Live-Konzert hätte irgendwo in einem Fußballstadion stattgefunden, dieser Mann hätte irgendwo bei der Mittellinie an seinem Flügel gesessen. Das Coverfoto auf dem Doppelalbum ließ so viel Raum vermuten hinter dem Gesicht mit dem üppigen Haarschopf. Inzwischen weißt du, dass es ein Innenraum war, die Kölner Oper. Freitag, 24. Januar 1975, kurz vor Mitternacht. Wegen einer Operaufführung konnte das Konzert nicht früher beginnen.

Sol, re, do, la. Das Publikum schmunzelt. Vierzig Jahre später hört man es noch immer auf der Aufnahme. Manche glauben, dass er die Melodie des Gongs imitiert, der die Opernbesucher zu ihren Plätzen ruft. Der neunundzwanzigjährige Jazzpianist Keith Jarrett ist schließlich für seine Improvisationen bekannt. Doch nein, keine Ironie. Der Pianist greift die Phrase auf, arbeitet sie aus, die Melodie steigt an, zerflattert, die linke Hand steuert eine erste Akkordfolge bei. Er hält die Augen geschlossen.

Es ist der 24. Januar 1975. Die seit sieben Monaten die Erde umkreisende sowjetische Raumstation Saljut 3 wird an diesem Tag gezielt zum Absturz in der Erdatmosphäre gebracht. In den Niederlanden ist der Geher Cor Gubbels, geboren 1898, gestorben. Die Zeugen Jehovas haben das Ende der Welt prophezeit, schon zum vierten Mal. Und allerorts herrscht das Jahr der Frau.

Die vierzehnhundert Menschen im Saal wissen nicht, dass das Konzert wenige Stunden zuvor fast abgesagt worden wäre. Jarrett war nachmittags zusammen mit einem Freund, dem deutschen Kontrabassisten und Mitgründer des Labels ECM, Manfred Eicher, in einem R4 aus der Schweiz nach Köln gefahren. Sechshundert Kilometer in einer Sardinenbüchse. Es ist auffallend warm für die Jahreszeit. Als sie ankommen, ist er wie gerädert. Die Veranstalterin des Konzerts entpuppt sich als ein achtzehnjähriges Mädchen, Vera

Brandes. Er hatte sie bei den Vorbesprechungen um einen Bösendorfer Imperial gebeten, doch die Bühnentechniker der Oper haben einen minderwertigen Übungsflügel bereitgestellt. Das Topinstrument stand unauffindbar hinter einer Brandschutztür.

Beim Soundcheck verliert er jeden Mut. Die hohen Töne klingen schrill, die tiefen sind aus Zinn, ein Teil der schwarzen Tasten klemmt, und die Pedale funktionieren auch nicht. Versuche, von irgendwo aus der Stadt einen anständigen Flügel zu holen, scheitern kläglich: Es hat angefangen zu regnen, kein Wetter, um einen Bösendorfer nach draußen zu schicken, keine Versicherung würde für den Schaden aufkommen. Die junge Veranstalterin fleht und droht. Ihre Argumentation sei »nicht jugendfrei« gewesen, räumt sie später ein. Jarrett sagt: »Okay, weil du's bist.« Ein Stimmer macht sich ans Werk und versucht, das Uding aufzumöbeln. Ein Techniker von ECM schleppt zwei Mikrofone an.

Sol, re, do, la. Weil der Stutzflügel viel zu klein ist für den riesigen Saal, muss das Publikum mit voller Aufmerksamkeit lauschen. Das sorgt für eine ungemein konzentrierte Intimität. Jarrett spielt vor allem auf dem mittleren Teil der Tastatur. Doch diese Beschränkung führt zu einem grandiosen, einmaligen Kunstwerk, einem zufällig entstandenen Epos aus Kristall.

Der erste Teil des *Köln Concert* dauert sechsundzwanzig Minuten. Jarrett hat weder eine Partitur noch einen Plan. In den ersten fünf Minuten lässt er so ziemlich alle Emotionen Revue passieren: Melancholie, Freude, Ungeduld, Vitalität – ein *stream of consciousness* in Klängen. Dann, ab der sechsten Minute, kommt Struktur hinein. Jarrett stampft mit dem Fuß auf dem Boden mit, nein, sein ganzes Bein ist es jetzt, das stampft. Wohin führt das? Nirgendwohin, wie sich zeigt: eine Minute später wieder Stille. Doch halt, ab der siebten Minute wird plötzlich ein pulsierendes Motiv geboren, vorwärtsdrängend, heftig. Jarrett wechselt zwischen zwei Akkorden, die sich

gegenseitig aufputschen. Es wird pure Erotik. Spielt er diese Akkorde oder spielen die Akkorde ihn? Er steht auf, er muss stöhnen. Es ist kein Gimmick. Es ist sein Körper, der schuffet und genießt. Eineinhalb Minuten dauert diese orgiastische Sequenz. Dann ist es vorbei. Es sind noch keine neun Minuten vergangen.

Die folgende Viertelstunde ist ein einziges langes Nachspiel. Die Musik verschnauft, steht auf, geht pinkeln, kehrt zurück, streichelt einen Rücken, leckt über die Schulter und lacht. Später, bei Minute achtzehn, wird auch noch kurz gezankt, aber es ist nur ein kleines Geplänkel. Der Rhythmus kehrt zurück, sanfter als vorher, die Liebe lodert wieder auf, erst in allerletzter Minute versteckt sich die Musik wieder in einer Ecke, und Keith Jarrett lässt den Raum wieder schrumpfen.

Dass es heute Musiker gibt, die diese Improvisation so exakt wie möglich nachzuspielen versuchen, ist ziemlich lächerlich. Wie kann man so wenig begreifen? Dass Keith Jarrett irgendwann all die Millionen LPs am liebsten hätte schreddern lassen, ist sehr begreiflich: Als Underground-Künstler war er gegen seinen Willen zum Weltstar geworden, es machte ihn im buchstäblichen Sinne krank. Doch dass Generation auf Generation die Schönheit eines magischen Augenblicks weiterhin für sich entdecken kann, ist wunderbar: nicht aus nostalgischer Sehnsucht nach den Siebzigern, sondern aus dem Bedürfnis nach Frische, nach Freiheit, nach Wahrheit.